

Armin Senser

Der Buchstabe tötet

LITERARISCHES FORUM BASEL

Armin Senser

Der Buchstabe tötet

Im Auftrag des Literarischen Forums Basel
Anlässlich der Veranstaltung

Teufelswerk

*Eine Abend über verbotene Schriften, verfemte Autorinnen und Autoren und
das Feuer, das Bücher entfachen können*

In Kooperation mit Forum für Zeitfragen und
BuchH.08 | Literaturfestival Basel

Auftragstext unterstützt durch die Christoph Merian Stiftung

Papiermühlemuseum
Basel, 15. November 2008
© Armin Senser 2008

LITERARISCHES FORUM BASEL

Ich bin, meine Damen und Herren, immer ein Anhänger der Vorstellung gewesen, daß Gott die Sprache ist, zumindest jedenfalls, daß Sein Geist es ist. Und dieser Geist weht bekanntlich, wo er will.

Vielleicht wehte er, als Melville am Billy Budd, Cervantes am Don Quijote und Luther an seiner Bibelübersetzung arbeitete. Sicher wehte er, als Dante die Göttliche Komödie begann, Konstantin Kavafis seine Gedichte schrieb und Shakespeare die Sonette. Und ich hoffe, er wehte, während ich diese Zeilen verfaßte. Jedenfalls habe ich immer gedacht, gibt man sich mit Sprache und insbesondere mit Literatur ab, daß man vielleicht Gottes Stimme hören kann – auch dann ist die Literatur nur ein Spiegel menschlicher Unzulänglichkeiten. Schließlich ist jedes Werk in irgendeinem Geist verfaßt worden, da das, was wir Inspiration nennen, ja nicht unserem Willen unterworfen ist. Und diesem Geist ein Gesicht zu geben, macht Literatur nicht nur zu einer metaphysischen Angelegenheit, die über den bloßen Buchstaben hinausgeht, sondern auch menschlich. Und das bedeutet vielleicht nur, daß die Literatur keine Rücksicht nehmen kann auf das, was andere von ihr denken.

In diesem, meinem etwas ausgefallenen Okkasionalismus steckt auch der Grund, weshalb ich die Sprache und damit die Literatur als ihre höchste Ausprägung für die Bestimmung unserer Gattung halte. Schließlich ist Lesen Teilhabe am Schaffen – wie jemand zurecht gesagt hat – und diese Teilhabe bedeutet einfach: sich selbst zu verwirklichen. Bücher nicht erst zu lesen, ist demzufolge die schlimmste Unterlassung, derer wir uns schuldig machen können. Wer dieses Verbrechen begeht, gibt seinen Geist auf. Und eine Nation, die dieses Verbrechen zuläßt, büßt mit dem Verlust ihrer Geschichte.

Aber soweit sind wir noch nicht. Es gab und wird sie immer geben, diejenigen, die darüber entscheiden, ob Bücher im richtigen Geist verfaßt worden sind oder nicht, und die diesem Geist einen bestimmten Inhalt vorschreiben, sei er religiöser, politischer oder auch ästhetischer Art, was der Geschichte wenig Spielraum gelassen hat, um Menschlichkeit zu zeigen.

Ich kann Heines Vision aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts: wer Bücher verbrennt, wird auch Menschen verbrennen, deshalb nichts hinzufügen und nur darauf verweisen, was am 10. Mai 1933 in Berlin, genauer auf dem heutigen Bebelplatz, geschah. Seit 1995 erinnert dort ein Denkmal von Micha Ullman an die Plünderung der Bibliotheken und an die nachfolgende Verbrennung von zigtausend Büchern. Was man sieht, wenn man sich über die etwas beschlagene, auf dem Boden liegende Glasplatte beugt, ist: ein weißer leerer Raum mit einem ebenfalls weißen und leeren Regal. Da sind keine Bücher. Übrig bleiben – das ist mein Gedanke, den ich mir mache – nur diejenigen, die wir im Kopf haben, und die sind es, die unser Leben beseelen.

Aber ich schweife ab. Auch deshalb, weil ich den Abend nicht durch den Hinweis auf Millionen von Menschenleben, die von anderen Millionen ausgelöscht worden sind, verfinstern möchte. Und es fällt mir dennoch schwer, vom Verbrennen von Büchern zu sprechen, wenn wir um die Opfer wissen. Und wir wissen um sie. Was uns die Geschichte dagegen weismachen will, ist, daß ihre Unmenschlichkeit irgendwelche äußeren Ursachen hat und nicht die menschliche Natur betrifft, das heißt in der Realität des Bösen liegt. Sie will uns weismachen, eine falsche Erziehung, ungenügende Bildung,

eine miserable Kindheit, eine mißverständene Ideologie hätten die Schurken zu ihren Greueln bewegt und nicht die Korruption ihres Herzens.

Und die Geschichte hört nicht auf, uns einzureden, wüßten wir nur genau Bescheid über diese vermeintlichen äußeren Ursachen irgendwelcher Übeltaten, dann könnten sie in der Zukunft verhindert werden. Natürlich ist eine Gesellschaft dazu verpflichtet, Bildung zu fördern und Armut und Ungerechtigkeit zu bekämpfen. Aber wir sollten der Geschichte keinen Glauben schenken, eine bessere Gesellschaft – was besser auch immer bedeuten mag – würde das Verbrechen aus der Welt schaffen. Mehr noch: sich die Perspektive des Übeltäters zu eigen zu machen und sozusagen mit dem Finger auf eine Ideologie oder eine schreckliche Kindheit zu zeigen, dient im Grunde nur der Verschleierung des Bösen. Goebbels sogenannte „Aktion wider den undeutschen Geist“ hat sich bis heute in vielen Köpfen als plausibler Grund festgesetzt. Und die Schuld auf etwas anderes als die menschliche Natur gelenkt. Was verständlich erscheint, weil diese Realität nun mal jeden betrifft.

Und die Geschichte ist nicht zu Ende. Wir müssen uns von dieser Vorstellung verabschieden, daß die sogenannte zivilisierte Welt, daß Demokratien oder Rechtsstaaten einen Endpunkt erreicht haben, mag er uns auch immer wieder als ein Schlußstrich erscheinen. Geschichte ist ein Ganzes, das sich allzu gerne in der Zukunft spiegelt und wie Narziß sein Gesicht liebt, weil es das seine ist. Wie gesagt: Die Realität des Bösen ist der Mensch selbst. Und damit zu rechnen, ist das einzige, was die Geschichte uns, wenn überhaupt, lehrt.

Ich behaupte hier nicht, daß es unter der Sonne nichts Neues gibt, ich sage nur, daß der Mensch Geschichte macht und wir gegen seine Machenschaften nicht gefeit sind. Zumal den Ideen, die sie nur zu gerne begleiten, etwas von Unsterblichkeit anhaftet. Jedenfalls sind sie hartnäckiger, als wir glauben. Zudem ist ihr bevorzugtes Medium neben der Gewalt die Sprache und damit letztendlich das Buch selbst. Und das nicht erst seit Hitlers „Mein Kampf“. Die Ideengeschichte nimmt einen beträchtlichen Platz in unseren Bibliotheken und Köpfen ein, von unseren Herzen ganz zu schweigen – und vieles von dem, was zu Papier gebracht wurde, entpuppt sich als die unverfrorenen Ergüsse von Feinden einer offenen Gesellschaft, wie Karl Popper die Herren Platon, Marx und Hegel einst nannte. Die Lenker der Massen – Diktatoren, Tyrannen und Populisten – finden demnach auch die ihnen passende Lektüre, wenn sie sie denn nicht selbst geschrieben haben. Wie umgekehrt Philosophen und Dichter erfahren mußten, was es heißt, auf deren schwarzen Listen zu stehen.

Das alles klingt nach dunklem Mittelalter. Nach einer längst überholten Zeit. Nach einem unglaublichen Schauermärchen. Mag sein. Jedenfalls hat das Buch noch immer nicht als religiöse Hetzschrift, als totalitärer Ideenlieferant oder pornographische Selbstdarstellung ausgedient. Als wären uns nur diese Formen der Willensäußerung geblieben, neben Ehebruch, Scheidung und Kinobesuchen.

Mir fehlt es vielleicht an Handlungsbedarf, um dieser Propaganda mehr als nötig zu folgen. Denn um Propaganda geht es dabei. Mehr als wir zu ahnen wagen. Anders gesagt: Nur da, wo der Text das Leben beseelt, das heißt es in seiner ganzen

Vielfalt in den Brennpunkt rückt, entfernen wir uns von der Propaganda, also von einer Sprache, die mehr zum Handeln animiert als zur Entdeckung der eigenen Intimität. Und ich fürchte, viel mehr bleibt dann von dem, was Menschen zu Papier gebracht haben, nicht übrig als die Literatur oder Audens folgende Verse:

Laßt die Sprache den einsamen Überlegenen
Die die Tage zählen und sich Briefe wünschen;
Auch wir machen viel Lärm ums Weinen und Lachen:
Aber Worte laßt denen, die Versprechen machen.

Ich möchte nicht einfach behaupten, die Literatur sei nur eine Zuflucht vor denen, die Versprechen und somit Propaganda machen, und verschweigen, daß es uns beim Lesen vielleicht nicht anders als dem Mann vom Lande in Kafkas Prozeß ergeht, der, wie Sie sich sicher erinnern, nicht am Türhüter vorbeigekommen und vor dem Gesetz gestorben ist. Verstehen Sie mich bitte nicht falsch. Ich sage nicht, Lesen sei lebensgefährlich oder gar eine ansteckende Krankheit, obwohl mir dieser Gedanke nicht ganz abwegig erscheint. Ich fürchte vielmehr, daß uns ein gutes Stück Literatur genauso behandelt wie der Türhüter den Mann vom Lande. Nicht besser und nicht schlechter – das heißt, es verweigert uns die Flucht vor den Widrigkeiten des alltäglichen Daseins. Mit anderen Worten: Die Literatur macht uns immer wieder bewußt, daß wir um das Leiden nicht herumkommen. Wie masochistisch und christlich meine Ansicht über die Literatur auch erscheinen mag, sie hat, davon bin ich überzeugt, den Vorteil, daß wir den Verklärungen des Lebens durch Schund und Propaganda viel-

leicht weniger erliegen, zumal sie uns die Illusion nimmt, daß ein idyllisches Leben mehr als eine Episode sein kann – die Episode nämlich, die uns das Lesen schenkt. Schließlich ist die Literatur noch immer eine Fiktion, die uns immer wieder neu auf das Leben vorbereitet, ohne uns eine Identität von Leben und Literatur vorzuspielen.

Lesen wir einen Roman oder ein Gedicht, verwandelt sich sozusagen das Sokratische Erkenne-dich-selbst von einer Aufforderung in eine Erfahrung. Wir erfahren uns selbst, weil wir wie der Mann vom Lande beim Lesen vor dem Gesetz stehen und auf uns selbst gestellt sind. Was auch immer wir versuchen, um diese Situation zu ändern, spielt weniger eine Rolle als die Tatsache, daß wir selbst uns in dieser Lage befinden und dabei unsere Ängste und Hoffnungen entblößen. Ich halte diese Erfahrung für das Außergewöhnlichste, was das Leben zu bieten hat. Und das liegt nicht zuletzt an der Sprache, die uns erst in diese Lage versetzt.

Die Folge hiervon ist vielleicht nur, daß wir es vorziehen, eher unsere Phantasie zu manipulieren als andere Menschen. Und wenn letzteres einem schwerer fällt, bewirkt das ja auch, daß wir nicht so leicht in deren Fänge geraten. Ich sage nicht, Lesen mache immun gegen Propaganda. Ich bin nur der Meinung, daß der Umgang mit einem Sprachkunstwerk es einem erschwert, politisch zu denken. Und Politik ist nichts anderes als die Manipulation anderer Menschen.

Die Erfahrung geht aber noch weiter beziehungsweise sie geht ins Detail – und am Detail erprobt sich die Liebe, wenn wir beim Lesen erfahren, was Neid, Sorge, Wut, Scham und

Verzweiflung, Unruhe und Erniedrigung für uns bedeuten, weil uns der Text – wie gesagt – dazu bringt, uns zu offenbaren. Denn es ist der Text, der uns liest, wenn wir damit beginnen, Erfahrungen mit Büchern zu machen. Damit nicht genug. Diese Erfahrungen sind auch dafür verantwortlich, daß wir einen inneren Zensor oder anders gesagt: ein ästhetisches Gewissen ausbilden. Und da bekanntlich das Gewissen immer spricht, versetzt es uns in die Lage, wenn wir denn darauf hören wollen, nicht nur die Literatur, sondern auch unser Leben besser zu verstehen.

Die Forderung, das Leben sollte wie Kunst werden, bedeutet demnach nur, daß wir diesem Gewissen Gehör verschaffen sollten. Das ist kein reiner Spaß, Sie haben recht. Aber ich denke, ist das auch meine unerhebliche Meinung, daß eine tiefe Befriedigung von dem ausgeht, was sich uns mitteilt, bevor es verstanden wird.

Ich muß jedoch gestehen, daß – für mich jedenfalls – diese Befriedigung, die einem die Literatur verschaffen kann, in einem direkten Verhältnis zur Liebe steht, die wir ihr entgegenbringen. Ich gestehe auch, daß ich keine Ahnung habe, wie es zu dieser Liebesbeziehung kommt. Im Gegensatz vielleicht zur Liebe zwischen Menschen, bleibt die Liebe zur Literatur jedoch erhalten, ist sie einmal da. Sie merken, ich bewege mich auf keiner Terra firma. Für mich ist diese Liebe einfach ein Wunder – die Liebe überhaupt. Obwohl die Liebe zur Literatur heute eher einem Verwöhnt-sein gleicht, das dazu führt, daß wir unfähig geworden sind, uns ein eigenes Bild von Büchern zu verschaffen und uns statt dessen bevormunden lassen. Das hat vielleicht auch damit zu tun, daß man uns praktisch vom ersten Schultag an die Literatur als elitäres

Bildungsgut unter die Nase gerieben hat und man dieses Gut verstehen mußte, bevor es einem etwas sagen durfte. Über dieses intime Verhältnis hinaus, fürchte ich jedoch, ist Literatur im Besonderen und Kunst im Allgemeinen völlig wirkungslos. Die Geschichte wäre nicht anders gelaufen, hätte es Dickens, Stendhal, Svevo, Proust, Dante oder Kafka nicht gegeben. Mit anderen Worten: daß es sie gab, macht die Sache nur für uns besser, da wir sie wieder und immer wieder lesen können, um vielleicht mit etwas Anstand zu leben.

Aber eine Gesellschaft hat andere Optionen, um sich um ihr geistiges Heil zu kümmern. Wo und wann auch immer. Auch heute. Auch hier in diesem Land, dessen Geschichte keine desolaten Züge trägt, wie immer wieder behauptet wird. Letzteres ist vielleicht nur eine Folge des Wohlstands, der hier herrscht. Als müßte man das gute Leben, das man hat, mit etwas Schuldumverteilung aus dem Blickfeld rücken. Aber darauf wollte ich nicht hinaus. Mir geht es vielmehr um die Befürchtung, daß dieser Wohlstand mit einer zunehmenden literarischen Ignoranz einhergeht. Vielleicht ist „Ignoranz“ ein zu starkes Wort. Schließlich sind wir auch Opfer, wenn wir zu geistiger Nahrung in den überfüllten Regalen des Zeitgeistes greifen. Unabhängigkeit, Individualität, Exzentrizität werden dann zu schöngeistigen Vorsätzen, die ein Hungernder übersehen kann.

Nun, wo schon keine Kreuze mehr an den Wänden hängen, kann man scheinbar auch keinen Teufel mehr an die Wand malen. Vielleicht sollten wir das auch nicht tun. Man kommt, wie gesagt, ja durchs Leben, ohne je eine Zeile von Shakespeare gelesen zu haben. Ich bin aber davon überzeugt, daß sich das Leben ändert, ändert sich unsere Sprache. Letzteres

passiert am intimsten, werden wir abhängig – verzeihen Sie meinen Eigennutz – von der Sprache der Dichtung und sei es nur in Übersetzungen. Und dann beginnt ein Abenteuer. Im wahrsten Sinne des Wortes. Denn Sie machen sich auf, etwas ganz Besonderes zu entdecken, nämlich den eigenen Mund. Und Sie erleben, ob – in einer sich ständig verändernden Zeit – dieser Mund das auszudrücken vermag, was Sie insgeheim fühlen.

Um es gleich vorwegzunehmen: Ich spreche zu Ihnen weder als intellektueller noch moralischer oder gar weiser Mensch. Ich bin nichts von alledem. Ich bin nur ein emotionaler Mensch. Und ich werde das Gefühl nicht los, daß Autoren heute der Verführung erlegen sind, die Sprache des Volkes zu sprechen. Obwohl es natürlich umgekehrt sein sollte. Ein verheerender Zustand für eine Nation, die immer von gestern ist und sich nur dank der Kunst und Literatur eine Zukunft ausmalen kann. Ein Zustand, der nicht nur hingenommen, sondern letztendlich mitverschuldet wird, nicht zuletzt von unseren Volksvertretern.

Ich neige dazu, auch dafür Verständnis aufzubringen. Dennoch, muß ich ehrlich sagen, fällt mir eine Rechtfertigung schwer. Zumal Mitgefühl, geht es um den Zerfall der Sprache, bedeuten würde, die Würde des Menschen anzutasten. Denn darum geht es doch. Und wenn ein Staat wenigstens dem moralischen Prinzip des *neminem laedere*, niemandem zu schaden, folgen würde, dann darf er einfach nicht unterschätzen, was es heißt, wenn nach neun Schuljahren die Zukunft unseres Landes ins Berufsleben einsteigt und keine Lust auf Dostojewskij oder Stendhal hat und keinen zusammenhängenden Text versteht oder nicht weiß, was ein Sonett ist. Ganz zu

schweigen davon, eigene Sätze formulieren zu können, die ein Verständnis von Grammatik nahelegen.

Man baut die Arche ja vor der Sintflut und sei es auch nur aus Überempfindlichkeit. Sie merken schon, wohin das führt. Ein Teufelchen zeichnet sich ab. Um sein Gesicht zu sehen, fehlt es jedoch dem Staat an Weitsicht. Mir bleibt – als homme de lettre – deshalb nichts anderes übrig, als meine Nase in fremde Angelegenheiten zu stecken, so wie ich hoffe, daß Sie Ihre Nase in gute Bücher stecken. Überhaupt wäre es ein Anfang, müßten sich unsere Politiker, Militärs und Diplomaten in einem Essay über ihre Lektüre von Dichtern wie Rilke, Frost, Mandelstam, Kavafis und Auden und Romanciers wie Svevo, Walser, Flaubert oder Musil äußern – bevor sie sich ihres Postens sicher sein könnten. Zumindest wäre mit diesen Namen etwas von der Vielfalt abgedeckt, die unsere „Kultur der Offenheit“ gemäß der Präambel zur Verfassung ja vorschreibt. Vom Namen Gottes alias seinem Geist ganz zu schweigen.

Aber soweit wird es natürlich kaum kommen. Die Einleitung der Verfassung ist da wasserdicht. Wenn ein Staat sich auch nur auf das stützt, was keine Phantasie verlangt, kann ich meinerseits nur den Schluß ziehen, daß die Bezeugung des Willens, die eigene Vielfalt in der Einheit zu leben, wie es buchstäblich heißt, der Kultur Grenzen setzt. Vor allem deshalb, weil es, wie mir scheint, diese Einheit jenseits eines diffusen Nationalismus nicht gibt. Denn schon angesichts der fünf Landessprachen – verzeihen Sie, die Sie hören, gehört auch dazu – kann die Rede von Einheit nur bedeuten,

daß es etwas anderes als Sprache geben muß, das diese Einheit stiften soll. Und wollen wir uns dieses andere und die Klischees von Schokolade, Bankgeheimnissen und Steuerparadiesen als Antwort ersparen, ist es naheliegend und vielleicht gar ein Akt der Nächstenliebe, der Literatur diese Rolle zu übertragen.

Wie gesagt, was ich Ihnen da erzähle, muß den Staat, muß Sie nicht kümmern. Dichter erfüllen keinen sozialen Zweck mehr. Sie betreiben in den Augen der Öffentlichkeit ein harmloses privates Hobby, dem noch immer das Klischee des Elfenbeinturm-Daseins anhaftet – einem Dasein, das sich in der vollkommenen Isolation von jeglicher Erfahrung abspielen soll.

Dieses Klischee hat natürlich mehr mit Ressentiments zu tun als mit tatsächlichen Gegebenheiten. Darüber hinaus ist jeder ein Künstler, ist er allein. Nur, was er aus seinem Alleinsein macht, ist natürlich verschieden. Sicher gilt, daß der Staat zwischen Unnötigem und Nützlichem unterscheidet. Und sich natürlich auf die Seite von letzterem schlägt. Sicher ist, daß er und der Dichter Feinde sind, denn die jeweilige Weltsicht ist für den anderen unverständlich. Sicher. Dennoch und vielleicht gerade deshalb sollten wir auf die Vielfalt und die Heilige Schrift zurückkommen, und sei es auch nur deshalb, weil dieses Buch einem – unter anderem – ans Herz legt, daß Nächstenliebe nicht bei jemandem beginnen und enden sollte, der unsere eigenen Ansichten teilt.

Mir liegt das alles am Herzen. Nein, es bringt mich um den Verstand, wenn ich ehrlich sei soll. Das alles hat natürlich auch damit zu tun, daß der Staat auf Sicherheit setzt und keinen Mut beweist. Anders will ich es mir nicht erklären, daß Dichter keine führenden Positionen in Botschaften, Stiftungen, an

Grundschulen oder Universitäten, um nur einige Bereiche zu nennen, bekleiden.

Man muß eben kein Prophet sein, um hierzulande wenig zu gelten. Es genügt, ist man ein Dichter und kritzelt Gedichte. Eine Tätigkeit, auf die der Staat glaubt, gänzlich verzichten zu können. Das ist die Moral seiner Geschichte. Verständlich dann, färbt von dieser Moral auch etwas auf die Literatur ab. Schließlich ist Eintönigkeit das, was von ihr noch unters Volk kommt. Mit anderen Worten bleibt uns von der Vielfalt der Gattungen praktisch nur noch der Roman übrig. Sie sehen das Teufelchen an der Wand nimmt Form an. Und vielleicht hat unsere Zeit nichts anderes verdient.

Man muß sich aber auch vor Augen halten, meine Damen und Herren, daß die vielleicht zutreffende Behauptung: Literatur müsse unterhalten, sich nicht einfach nur auf Bücher bezieht, die wir lesen sollen. Der Unterhaltungswert von was auch immer – nicht zuletzt von Büchern – hat viel mit uns selbst zu tun. Das heißt, das Vergnügen, das uns Bücher bereiten können, ist abhängig von unserem Vorstellungsvermögen und unserer sprachlichen wie auch intellektuellen Sensibilität. Diejenigen, die eine leicht konsumierbare Literatur fordern, unterstellen uns somit letztendlich sprachliche und intellektuelle Defizite. Sie sind überzeugt, unsere dürftige Ausdrucksweise und unser Mangel an Bildung würden es nur erlauben, daß wir entsprechende literarische Kost konsumieren.

Diese Propaganda geht soweit, daß in Fernsehsendungen über Literatur niemand es wagt – nicht einmal Schriftsteller selbst – über etwas anderes zu sprechen als den Roman. Als würde ein Moderator gleich Kopf und Kragen riskieren, wenn er einen Gedichtband hinstellt und sagt: Das ist gut, kauft es. Ich muß

hier beschwichtigen, niemand würde sterben, vielleicht würden diese Moderatoren nicht mal ihren Job verlieren. Das einzige, was sie verlieren könnten, ist dagegen ihre Abhängigkeit von einem Gedankengut, das auf ökonomische Zwänge verweist.

Der Verweis auf die riesige Zahl verfügbarer Bücher und deren tatsächliche Vielfalt macht die Situation, um ehrlich zu sein, nicht viel besser. Im Gegenteil. Wenn Poesie, Essay, Aphorismus oder Epos dem Staub zum Opfer fallen, ist das nichts Geringeres als ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Und da wir tief in dieser Menschlichkeit stecken, wie ich behaupten möchte, tun wir uns selbst damit wenig Gutes. Schließlich wird, was wir tun, früher oder später zu unserer zweiten Natur. Sprache deshalb mit ihrem bloßen Gebrauch gleichzusetzen, sie ausschließlich als Mittel für bestimmte Zwecke einzusetzen, hat einfach Konsequenzen. Nicht zuletzt für unsere Seele. Für letztere spielt es im Grunde keine Rolle, ob sie in Lügengebäuden eingesperrt wird oder sich in Rhetorik auskennt. Nicht von ungefähr heißt es ja: Der Buchstabe tötet. Soweit müssen wir es aber nicht kommen lassen. Zumal das Lesen uns vom Buchstaben entfernt. Und umso besser das ist, was wir da vor Augen haben, desto weniger können wir damit was anfangen. Eher fängt es etwas mit uns an. Es befreit unseren Geist.

Ich glaube tatsächlich, daß das Lesen etwas Heiliges ist. Nicht nur, weil meiner unbedeutenden Meinung zufolge Gott und die Sprache gleichzeitig erfahrbar sind, sondern auch, weil Lesen Demut braucht, d.h. die Empfindung, daß wir es mit etwas Höherem zu tun haben, mit einer vertikalen Einteilung der Welt. Aber Metaphysik ist nicht die Stärke unserer Zeit. Letzterer geht es mehr um Flucht. Und sollte ich damit nur ein

wenig den Nerv der Zeit getroffen haben, ist die Richtung, die diese Flucht einschlägt: das Hinunter. Sagen wir, das liege an der Schwerkraft, ist es genauso natürlich zu denken, wie das Simone Weil gesagt hat, daß die Schwerkraft der Gnade uns nach oben fallen läßt. Und ich glaube einfach, daß das Lesen unsere Chancen erhöht, diese Erfahrung zu machen.



Armin Senser wurde 1964 in Biel geboren. Er studierte Philosophie, Germanistik und Linguistik an der Universität Bern. Seit 1998 lebt er in Berlin. Heute ist Armin Senser neben seiner Arbeit als Lyriker auch als Übersetzer, Dramatiker und Essayist tätig. Sein erster Gedichtband „Grosses Erwachen“ erschien 1999. 2003 gab er zusammen mit Reto Sorg und Andreas Paschedag die Anthologie „Junge Literatur der deutschsprachigen Schweiz“ heraus und veröffentlichte den Lyrikband „Jahrhundert der Ruhe“. In seinem 2007 erschienenen Gedichtband „Kalte Kriege“ blickt er voller Ironie auf das gerade angebrochene Jahrtausend. Für seine Werke erhielt Senser zahlreiche Preise und Auszeichnungen.